

Mahnruf

Kampfblatt der Werktätigen

Der „Mahnruf“ erscheint wöchentlich, Redaktion und Verwaltung: Graz, Elisabethnergasse Nr. 20. Sprechstunden: täglich von 18 bis 19 Uhr. — Wiener Redaktion: Wien, XVIII., Vincenzgasse Nr. 24. Sprechstunden: Jeden Mittwoch von 5—10 Uhr abends Gasthaus Rintzler, IX., Lazarettgasse 12. — Eingeordnete Artikel müssen mit Name und Adresse versehen sein.

G r a z W i e n
Juni 1929
Nr. 3 1. Jahrg.

Bezugspreis: Im Monatsabonnement mit Postzustellung wird jede Nummer mit 12 Groschen berechnet, im Straßenverkauf mit 15 Groschen. Das Vierteljahrsabonnement mit Postzustellung beträgt S. 1,40. Vierteljährliche Bezugsgebühren für Deutschland Mk. — 80. Die Bezugspreise sind im vorhinein zu entrichten. — Postpartienkonto Nr. 69371.

Parteigenossen! Abonnenten! Geler und Freunde des neuen „Mahnruf“!

Seit Mitte Mai erscheint der neue und vergrößerte „Mahnruf“. Mit großen Opfern gelang es uns, unser Blatt bedeutend besser auszugestalten als es der alte „Mahnruf“ war. Unser „Mahnruf“ ist größer und besser geworden. Aber geblieben sind: die unerträglichen finanziellen Sorgen und Schwierigkeiten.

Unser Blatt ist ein revolutionäres Organ; es kämpft mit rücksichtsloser Schärfe gegen alle Feinde der Arbeiterklasse, es ist zum Sprachrohr gerade der Unterdrücktesten, der Ärmsten und der Bedrängtesten im Proletariat geworden. Tausendfach sind die Beweise der Liebe und Opferwilligkeit unserer Leser für ihr Blatt.

Nur die Großen der Proleten und der proletarischen Frauen, die nie erlahmende Opferwilligkeit bei unseren Sammlungen ermöglichte uns bisher, über die größten Schwierigkeiten hinwegzukommen. Trotz aller Schikanen! Und an denen hat es wahrhaft nicht gefehlt. Mehrmals wurde unser Blatt beschlagnahmt, unsere besten Genossen wurden wochenlang im Gefängnis gehalten. Dieweil Schilling Strafe hat nicht das Klassengericht über uns verhängt, weil wir es wagten, dem Faschismus den erbittertesten Kampf anzufügen, heuchlerischen Pfaffen die Maske herunterzureißen oder den Sumpf der Korruptionen aufzudecken. Was wissen die gutbefohlenen Zeitungsmacher des Reformismus und des Stalinismus von den Opfern und den Sorgen eines wirklich revolutionären Arbeiterblattes! Nur einige Beispiele: einer unserer besten Genossen, der für die Verbreitung des „Mahnrufs“ unermüdlich Sorge trägt, hat buchstäblich, im wahren Sinne des Wortes, gehungert, jeden Abend (durch sechs Wochen!) gefastet, um das notwendige Geld für eine Schuhreparatur zu sparen, da er ohne Schuhe im Winter nicht Zeitungen transportieren konnte. Wer von unseren Abonnenten kennt nicht den alten unermüdlichen Genossen, der die zahlreichen Abonnenten in Graz lässt, treppauf, treppab läuft, oft drei- bis fünfmal zu einem Abonnenten, bis er ihn antrefft.

Dieses Alltags-Heldentum, dieses wahrhaft revolutionäre Pflichtbewußtsein, das sind die Grundlagen, auf denen der „Mahnruf“ aufgebaut ist, das ist das Kapital, mit dem er arbeitet!

Dennoch, Genossen, hat es sich gezeigt, daß für das weitere wöchentliche Erscheinen des neuen „Mahnrufs“ während der Sommermonate unsere Kräfte nicht ausreichen. Wir können ab 1. Juni das Blatt während des Sommers nur vierzehntägig herausgeben.

Aber um die wöchentliche Herausgabe im Herbst vorzubereiten, ist es notwendig, jetzt schon alle Vorkehrungen zu treffen, ist es notwendig, an eure Opferwilligkeit zu appellieren.

Die Lage des „neuen Mahnruf“ ist sehr ernst. Die Herausgabe jeder Nummer vollzieht sich unter außerordentlichen Schwierigkeiten.

Genossen! Gebt rasch, helft dem „neuen Mahnruf“, laßt nicht zu, daß das mühsam aufgerichtete Werk zusammenbricht! Kauft Mahnruf-Bausteine! Keiner schließe sich aus! Jeder Groschen ist uns willkommen! Jeder Abonnent mache es sich selbst zur Pflicht, einen neuen Abonnenten zu gewinnen! Jeder Abonnent wird gebeten, das Geld für den „Mahnruf“ bereitzubehalten, damit der Kassier nicht mehrmals kommen muß. Leser, werdet Abonnenten!

Parteigenossen! Stellt euch in dieser Aktion an die Spitze! Laßt es nicht zu, daß einzelne Genossen von Sorgen und Arbeit für den neuen „Mahnruf“ erdrückt werden.

Der „Mahnruf“ ist stets für euch alle eingetreten. Nun tretet alle für ihn ein. Ans Werk, Genossen und Freunde! Die Redaktion und Verwaltung.

Die Fleischwucherer an der Arbeit.

Ungeheuerliches Ansteigen aller Fleischpreise. Eine allgemeine Lebensmittelteuerung beginnt. Rintelen verböhnt das arbeitende Volk.

Die Regierung hat erreicht, was sie wollte. Als vor kurzer Zeit eine Händler-Deputation beim damaligen Landwirtschaftsminister Thalber vorsprach und von einer Erhöhung der Fleischpreise auf Grund der Einfuhrbeschränkungen der Regierung sprach, entgegenete der Minister:

„Das ist es ja gerade, was ich will.“

Damit die österreichischen Großagrarien für ihr Vieh jeden beliebigen Preis fordern können, darum hat ja die Regierung die Einfuhr von Schweinen aus Polen, von Kindern aus Jugoslawien und Rumänien gedrosselt. Diese Politik hat vollen Erfolg gehabt. Heute exportiert Polen seine Schweine bereits nach England und Frankreich, Jugoslawien seine Kinder nach Italien. So gelangt immer weniger ausländisches Fleisch auf den Markt und die österreichischen Großagrarien können die Preise für ihr Vieh von Tag zu Tag in die Höhe treiben. Selbstverständlich beteiligen sich an diesem, von der Regierung planmäßig organisierten Wucher, vor allem auch die Viehhändler und die Fleischhader.

Unaufhörlich steigen die Fleischpreise. An einem Tag oft um 20—30 Groschen beim Kilogramm. Und das gerade bei minderwertigeren Sorten, die vor allem im Arbeiterhaushalt Verwendung finden.

Eine allgemeine Preiserhöhung in den Gemeinschaftsküchen, Gasthäusern usw. hat bereits eingesetzt. Die Regierung sieht vergnügt zu, wie ihr Plan gelingt und empfiehlt den Arbeitern:

Schnallt den Hungerriemen enger, Fleischkonsum ist nicht unbedingt notwendig.

Ueber den Wucher der Fleischhauer können auch die kleinen Bauern ein Liedchen singen. Um 30 Groschen war im Durchschnitt in der Vorwoche das Fleisch teurer. Der Bauer hat nur um 5 Groschen per Kilogramm mehr bekommen. 405 Fleischhauer und Selcher sind in Graz, die mästen sich gut auf Kosten der Konsumenten. Fleischhauer zu sein, das ist heute eine der ergiebigsten Ausplünderungsmöglichkeiten. Vierhundert leben beim Fleischkonsum auf Kosten von Hunderttausend. Und überall, auf allen Gebieten ist es so.

Was soll man machen gegen die Fleischteuerung? Der „Arbeiterwille“ vom 28. Mai schreibt: „Eine Aktion der Partei und der Gewerkschaften gegen die Fleischteuerung“. Na, also, da haben wir's ja. Die S. P. rührt sich. Ja, Schmarren! Das ganze, was dagegen von der S. P. unternommen wurde, ist eine Anfrage im Landtag gewesen, was Rintelen gegen die Teuerung zu unternehmen „gedenkt“ und am 3. Juni wird Eisler vor den Vertrauensmännern über die Fleischteuerung sprechen. Das ist die Aktion...

Eine unserer Programmlosungen zu den Gemeinderatswahlen war: Kommunalisierung des Fleischverkaufs, das heißt, die Gemeinde soll,

so wie sie das Schlachthaus führt, auch eine große Fleischverkaufsstelle einrichten, wo das Fleisch ohne Gewinnaufschlag verkauft wird. Wie notwändig das wäre, das können die Arbeiterfrauen besonders jetzt verstehen. Dadurch könnten sich die Konsumenten zumindest vor dem ärgsten Wucher der Fleischhauer retten. Warum tritt die S. P. dafür nicht ein? Weil sie die Stimmen der Geschäftskleute will, weil sie auch manche Geschäftsleute, die in ihren Reiben sind, durch ein so „radikales“ Vorgehen nicht verlieren will. Deshalb nennen wir sie auch eine bürgerliche Arbeiterpartei.

Die Fleischteuerung erinnert uns an den Bierschenrummel. Wie rapid sind damals die Preise der Bierschen gefallen, nachdem die Frauen einfach die Marktstände über den Haufen warfen und zu tausenden auf die Straße gingen?

Die Fleischhauer sollen sich vorsorgen, die Erbitterung über den Wucher wächst.

Gegen diesen organisierten Fleischwucher muß sich die Arbeiterschaft selbst zur Wehr setzen. Es ist nachter Hohn, wenn im steirischen Landtag Rintelen auf die Anfrage der Sozialdemokraten entgegnet:

„Das Gericht muß einschreiten, wenn die Spannung zwischen Vieh- und Fleischpreis übermäßig ist.“

Das läßt uns noch fehlen, uns auf das Gerichte zu verlassen, das bestenfalls die kleinen Diebe einsperrt, die großen aber unangestastet läßt. Der erste Angeklagte müßte ja die Regierung selbst sein, die dem Wucher Vorschub leistet.

In Innsbruck haben die Frauen den ersten Schritt getan. Sie sind spontan vom Markt aus demonstrieren gezogen. Demonstrationen sind ausgezeichnet, sie genügen aber nicht.

Es muß der planmäßige Kampf gegen diese Regierung aufgenommen werden, die die Lebensmittelteuerung bewußt fördert.

Die politische Aktion der Bourgeoisie gegen die Arbeiterschaft kann nur durch die politische Massendemonstration gegen die Bourgeoisie-Regierung beantwortet und zurückgeschlagen werden. Erinnert euch, mit welchen scharfen politischen Mitteln einst die S. P. gegen den Fleischwucher zu Felde zog (1911).

Was stener not tut, ist, daß nun die Arbeiterschaft in den Betrieben allgemeine Lohnerhöhung verlangt, da die Teuerung den Realwert der Löhne dauernd senkt. Was not tut, ist der gemeinsame Kampf der Betriebsarbeiter mit den Arbeitslosen, denen die Teuerung das letzte Stück Brot entzieht! Kampf für höhere Löhne, Kampf für Erhöhung der Arbeitslosenunterstützung, Kampf gegen die Regierung der Schatzmacher und Wucherer — das ist das Gebot der Stunde.

Der Faschismus im Vormarsch.

Die Welle des Faschismus steigt. Jeden Sonntag: eine kleinere oder größere bewaffnete Herrschau der Heimwehr. Für den Sommer werden in Innsbruck große Heimwehmanöver in kriegsmäßiger Bewaffnung, Schulter an Schulter mit der Bundeswehr, vorbereitet. Im September soll ein bewaffneter Aufmarsch in Wien organisiert werden. Und neben den großen, kriegsmäßigen Veranstaltungen bringt der Alltag zahllose kleine, planmäßig verübte faschistische Vorstöße. Hier — Verprügelung von Arbeitern, dort — Belagerung eines Arantenhäufes, das einen besoffenen Faschisten entließ, immer neue, immer gewalttätigere Aktionen des Faschismus. Und all das ereignet sich bei uns, in dem Land der großen und starken, in offener Schlacht noch nie besiegten österreichischen Arbeiterklasse. Viele Arbeiter meinen, der „Gespenstspuk der Heimwehr“ werde „von selbst“ wieder verschwinden. Und nicht wenige sind es, die noch immer, getreu den Ideen der Sozialdemokratie, hoffen und warten, daß endlich die Regierung dem „gefährlichen Treiben“ der Heimwehr ein Ende bereiten werde. Nichts ist falscher, als diese kleinbürgerlich-demokratische Illusion! Nichts schändlicher, als das Jureden der S.-P.-Führer, die die Streikruhmig, die Buretschys usw. beschwören, sie mögen doch „endlich“ die „gefährdete Republik“ vor dem Faschismus verteidigen! Können die Streikruhmig, Kintlens usw. die Heimwehren zurückhalten? Nichts lächerlicher, als diese kindliche Vorstellung! Wenn die S.-P.-Führern den Arbeitern sagen, daß die Heimwehren vor allem dem Bürgertum (!) gefährlich werden, so ist das ein offenkundiger Betrug der Massen. Die Heimwehren sind ja nichts anderes, als der aktivste, entschlossenste und zielbewußteste Flügel der Bourgeoisie. Darum werden sie ja vorbehaltlos von der Großbourgeoisie aufgezüchtet, bezahlt, bewaffnet und — verwendet! Ja, aber Steidle schimpft doch auf den Aunfchat, wie reimt sich das? Dieser Streit im Lager der Bourgeoisie und ihrer Parteien ist eben der Streit zwischen dem aktiven Heimwehrflügel und den zögernden Elementen, die nicht deshalb zögern, weil sie gegen ein Gewaltregime überhaupt sind, sondern die manövrieren müssen, weil sie, wie Aunfchat, Arbeiteranhang oder auch Kleinbürgerlichen Anhang besitzen.

Was ist denn das Ziel der Heimwehr überhaupt? Selbstverständlich: die Nachahmung des italienischen Faschismus. Das heißt aber noch lange nicht, daß sich die Dinge in Oesterreich genau nach dem Beispiel Italiens abspielen müssen. Dort marschierte Mussolini nach Rom, jagte die Regierung De Facta auseinander. Natürlich gefällt das den Steidles und Priemers ausgezeichnet und sie werden sicherlich heute schon darüber nachdenken, ob sie hoch zu Ross oder im blumengeschmückten Auto einziehen sollen. Viel wahrscheinlicher aber ist ein ganz anderer Verlauf in Oesterreich. Hier ist es ja die Regierung selbst, die den Faschismus organisiert, hier stehen ja Regierungsmänner selbst an der Spitze der Heimwehr. Hier droht also nicht der Faschismus die Regierung zu stürzen, sondern die Regierung droht mit Hilfe des Faschismus ein offenes, blutiges Gewaltregime, eine Diktatur aufzurichten, den Staatsstreich zu vollziehen, was wir seit zwei Jahren der Arbeiterklasse warnend ankündigen.

So liegen die Dinge bei uns. Die Arbeiterklasse muß auf der Hut sein. Es wäre falsch und alles eher als revolutionär, wenn wir uns darüber täuschen würden, daß die überwiegende Mehrheit des Proletariats den ganzen Ernst der Lage noch nicht erfaßt hat. Die demokratischen Illusionen wurzeln noch außerordentlich tief. Der Wille zum entschlossenen Kampf ist als Massenerscheinung noch nicht vorhanden. Hier und da sehen wir vereinzelte, spontane Abwehrversuche. Aber wir sehen auch in diesen Abwehrversuchen die große Unentschlossenheit, die dazu führt, daß die Versuche zur Abwehr (Graz, Andritz, Pottendorf) nach kurzer Einwirkung der Reformisten rasch wieder zusammenfallen. Der „herrliche, stürmische Kampfwille“, an dem sich die „rote Fahne“ täglich bereichert, ist leider noch nicht vorhanden. Wie die Arbeiterklasse den Kampf führen muß, haben wir oft und oft auseinandergesetzt. Worauf es vor allem ankommt, ist: die Überwindung der gefährlichen Illusionen, daß die Führer der S. P. den Kampf gegen den Faschismus jemals aufnehmen werden. Sie lassen sich nicht „provizieren“, sagen sie uns. Aber dieses „sich-nicht-provozieren-lassen“ hat sich erfahrungsgemäß als die beste Methode erwiesen, den Faschismus in Oesterreich zu seiner fürchterlichen Gefahr werden zu lassen, die von Tag zu Tag größer wird.

Die demokratische Lehre, die ich nicht erhalten habe.

(Schluß)

Die Geschichte eines Diskurs von L. Trotski.

Es wurde mir mitgeteilt, daß Chamberlain eine besondere Aktivität in der Frage meines Diskurs an den Tag legte. Dieser merkwürdige Gentleman hatte sich öfters geäußert, daß man mich im Interesse der Demokratie an die Wand stellen sollte. Man sagt, Chamberlain hätte, abgesehen von allgemeinen konservativen Gründen, auch noch persönliche Motive. Es ist möglich, daß ich in meinem Buche über England ohne nötige Ehrfurcht über sein politisches Genie gesprochen habe. Da während dieser ganzen Zeit in Paris Unterredungen der Experten vor sich gingen, so hatten weder Stresemann noch Herrmann Müller einen Grund, Chamberlain zu betrüben.

So oder anders, aber wir haben endlich seitens Stalin und Tählmann die erste erfolgreiche Anwendung der Politik der Einheitsfront auf einem breiten internationalen Forum. Stalin schlug mir durch die G. P. U. am 16. Dezember vor, der politischen Tätigkeit zu entsagen. Dieselbe Forderung wurde als eine Selbstverständlichkeit von deutscher Seite gestellt, als in der Presse die Frage über das Asylrecht behandelt wurde. Das heißt, daß die Regierung Müller-Stresemann dieselben Ideen für gefährlich und schädlich hält, gegen die auch Stalin und Tählmann kämpfen. Stalin verlangte von der sozialdemokratischen Regierung diplomatisch und Tählmann agitatorisch, daß man mich nicht in das bürgerliche Deutschland hereinlasse — vermutlich im Namen der Interessen der proletarischen Revolution. Von einer anderen Front verlangte Chamberlain dasselbe, im Namen der kapitalistischen Interessen. Auf diese Weise konnte Herrmann Müller in derselben Zeit seinen Partnern von rechts und seinen Verbündeten von links ein notwendiges Vergnügen machen. Die deutsche Regierung wurde das Bindeglied innerhalb der internationalen Einheitsfront gegen den revolutionären Marxismus. Um das Vorbild dieser Einheitsfront zu finden, genügt es, sich an die ersten Zeilen des kommunistischen Manifestes von Marx und Engels zu erinnern. „Zur heiligen Hege gegen dieses Gespenst (den Kommunismus) haben sich alle Kräfte des alten Europa vereinigt — der Papst und der Zar, Metternich und Guisot, französische Adokale und deutsche Polizisten.“

Es sind nur andere Namen, die Sachlage ist dieselbe. Daß die deutschen Polizisten gegenwärtig — So-

zialdemokraten sind, verändert die Sachlage am wenigsten. Im Wesen beschäftigen sie dasselbe, was die Polizisten der Hohenzollern beschäftigt haben. Es ist selbstverständlich: Hätte man mir das Asylrecht gewährt, es würde an sich nicht im geringsten gegen die marxistische Theorie des Massenstaates sprechen. Darüber ist alles Notwendige in der von mir oben angeführten Erklärung dem Vertreter der deutschen sozialdemokratischen Presse gesagt worden. Das Regime der Demokratie entspringt nicht aus selbständigen, philosophischen Prinzipien, sondern aus ganz konkreten Bedürfnissen der herrschenden Klassen. Das Regime der Demokratie hat seine eigene Logik. Erst dieser Logik schließt es in sich das Asylrecht. Das Erteilen des Asylrechtes an einen proletarischen Revolutionär widerspricht nicht dem rein bürgerlichen Charakter der Demokratie. Aber, gegenwärtig ist diese Argumentation nicht von Nöten, da das Asylrecht von Deutschland, das von den Sozialdemokraten regiert wird, nicht erteilt wurde. Nachdem die Stalinleute, die mit dem Marxismus und der Oktoberrevolution gebrochen haben, mich aus Sowjetrußland verjagt haben, verweigerte mir die deutsche Sozialdemokratie die Einreise gerade deswegen, weil ich die Prinzipien des Marxismus und die Traditionen der Oktoberrevolution vertrete. In diesem Falle handelte es sich nur um einen Menschen. Und die Sozialdemokratie — diese äußerste Linke der bürgerlichen Welt — schwankte nicht einen Moment, eines der „Prinzipien“ der „reinen“ Demokratie zu verletzen. Und wie wird sich die Sache dann verhalten, wenn es notwendig sein wird, praktisch die Frage des Eigentumsrechtes auf die Produktionsmittel zu entscheiden? Wie werden dann die unglückseligen und heimatlosen Prinzipien der Demokratie ausfahren? Wir haben es schon in der Vergangenheit gesehen, und werden es noch oft in der Zukunft sehen. Dies, schließlich ganz nebensächliche, Episode mit meinem Diskurs bedeutet grell das eigentliche Wesen des Problems unserer Epoche und stürzt mit einem Schlag den durch und durch verlogenen und reaktionären Mythos über die Möglichkeit eines demokratischen Überganges zur sozialistischen Gesellschaft. Das ist die einzige Lehre aus der von mir kürzlich gemachten Erfahrung. Es ist eine sehr ernste Lehre, und sie wird sich den Weg zum Bewußtsein der Arbeitermassen bahnen.

Konstantinopel, 22. April 1929.

Kirche und Heimwehr.

Bei dem Heimwehmanöver in Hying hielt auch ein Pfarer eine Rede, die in folgenden Sätzen gipfelte: „Er wie unter lieber Weltand Jesus Christus sich für alle geopfert hat, so müht auch ihr euch für das ganze Volk opfern. Ihr müht für die Seelmat, für Volk und Vaterland eintreten, Wehoriam sein, auf daß ihr bis ewige Seelenheil erlangt.“

Wie die Pfaffen im Krieg die Waffen gegen den „Erbsind“, so hegen sie jetzt die Waffen und den Kreuzzug der Reichen und ihrer Schergen gegen das arbeitende Volk. Sie öffnen damit den Arbeitern, die sich bis jetzt noch nicht vom kirchlichen Einfluß befreit haben, die Augen.

Wo sterben die meisten Säuglinge in Europa?

Kürzlich fand in Eisenstadt der Kongreß der „Oesterreichischen Gesellschaft für Volksgesundheit“ statt. Besonders Interesse verdient vor allem das Referat Professor Nobels, des Leiters der Wiener Universitäts-Kinderklinik, über die Säuglingssterblichkeit. Professor Nobel berichtete, daß der Völkerverbund eine Statistik über die Säuglingssterblichkeit in Europa verfaßt. Diese Statistik kam zu dem Ergebnis, daß von allen untersuchten europäischen Gebieten die Wiener Arbeiterbezirke die größte Sterblichkeit aufweisen, während die Wiener Bourgeoisbezirke zu den Gebieten mit niedrigster Säuglingssterblichkeit gehören.

Die Hauptursache bei den Säuglingen sind Ernährungsstörungen.

Zu diesem erschütternden Ergebnis der Statistik kann man nur sagen: Hier wird bewiesen, wie oberflächlich und reklameförmig die Sozialdemokratie ist, die glauben machen will, daß sie mit den Gratias-Windeln die Lage der proletarischen Mütter wirklich gebessert hat. Was helfen Windeln, wenn die unterernährte, kranke Arbeiterin, die Schwerarbeiterin oder Arbeitslose, ihrem Kind nicht die richtige Nahrung geben kann? Was helfen

Mutterberatungsstellen — so wichtig sie auch sind — in einer Gesellschaftsordnung, in der die Frau gebären muß, in der ihr aber die Mittel verweigert werden, um das Kind zu ernähren, um es aufzuziehen? Schon bei den kleinen Faschern, den Säuglingen, zeigt sich das wahre Gesicht der Demokratie: Die Bourgeoisbezirke Wiens gehören zu den Gebieten mit der geringsten Säuglingssterblichkeit, Favoriten dagegen hat die höchste Säuglingssterblichkeit in Europa.

Kinder den Klassen der deutschen Konterevolution.

Nachdem deutschen Bruderblatt, dem „Völkervillen“, entnehmen wir:

Et und zu wird der Schleier durch einen „Betriebsunfall“ gelüftet, den die Konterevolution über ihre Machinationen geübt hat. Daß das Hans Doorn nicht unbeteiligt ist an dem Treiben der Reaktion, ist schon längst kein Geheimnis mehr. Der Holzhafer benutzt das ihm von „seinem Volke“ zur Verfügung gestellte Geld, um seine und „der Seinen“ Pläne, d. h. die Pläne der Konterevolution, dem Ziele näher zu bringen. Jetzt ist wieder durch einen Prozeß ein Teil der Beziehungen aufgedeckt worden, welche zwischen Doorn und Vertretern der Deutschnationalen bestehen. Welchen Inhalt die von dem jetzt fallen gelassenen Hartung übermittelten Briefe haben, kann sich jeder Arbeiter denken. Der nachfolgende Auszug aus einem Prozeßbericht wirft ein bezeichnendes Licht auf die Art, wie die Streife, welche die früheren „besseren“ Verhältnisse wiederherstellen wollen, arbeiten.

Vor dem Schöffengericht begann heute der Prozeß gegen den Kaufmann Karl Hartung, der unter der Angabe, daß er „illegitimer Sohn der Kaiserin Hermine sei, umfangreiche Betrügereien begangen hat.

Unter den vielen Geschädigten befinden sich Hausangestellte, Kaufleute, Handwerker, aber auch ein Polizeioberst, ein Rechtsanwalt, ein Freier und der Privatsekretär der Prinzessin Hermine, Bundesherlich.

Zu einer Sensation gestaltet sich die mit Spannung erwartete Vernehmung des Privatsekretärs der Prinzessin Hermine, Wundbesich. Er gibt zu, daß er in ihrem Namen den Brief an Hartung gerichtet habe, in dem sie ihm ein größeres Darlehen verpricht und ihm bei seinem weiteren Fortwärtkommen beihilflich sein will. Auf die Fragen des Vorsitzenden gibt der Zeuge zu, daß Hartung wiederholt kleinere Beträge von der Prinzessin Hermine erhalten habe, daß man aber nach den Veröffentlichungen in der „Welt am Abend“ alle Beziehungen zu den Angeklagten abgebrochen habe. Auf weiteres Befragen erklärt der Zeuge, daß auch die Kosten für die Verpflegung im Krankenhaus Bethel und seiner Operation vom Hause Doorn bezahlt worden seien. Er hatte eine längere Unterredung mit der Prinzessin Hermine auf Schloß Saarow gehabt. Aus den weiteren Aussagen des Zeugen ergibt sich, daß Hartung wiederholt in Doorn gewesen und dort verpflegt worden ist.

Es wird sodann ein Telegramm des Angeklagten an die Prinzessin Hermine vorgelesen, in dem er droht, wenn das an ihm begangene Unrecht nicht wieder gutgemacht würde, würden wahrscheinlich Prozesse gegen ihn angestrengt werden, die unabsehbare Folgen haben würden.

Im Laufe der weiteren Vernehmung erklärte der Angeklagte, daß er in besonderem Auftrage für das ehemalige Kaiserhaus tätig gewesen und Kurier zwischen der Generalverwaltung des Kaiserhauses und Hugenberg, Graf Westarp und Graf Schulenburg gewesen sei. Der Vorsitzende bestätigt aus den Akten diese Mitteilung des Angeklagten, der wiederholt geschlossene Briefe von Doorn an Hugenberg und Graf Westarp übermittlelt habe.

Entlohnung unter Strafella.

Unter den Grazzer Arbeitern besteht über die Person des schwerreichen Tramwayaktionärs Strafella kein Zweifel. Als betrachten ihn als einen Ausbeuter ärgerster Sorte. Nur einige Invalide waren vor der Wahl so vertrottelt, daß sie glaubten, in Strafella den Mann gefunden zu haben, der ihre Interessen vertritt. Was den Arbeitern unter Strafella blüht, darüber können die Bauarbeiter, die im Dienste der Grazzer Tramway-Gesellschaft in der Innenstraße und in der Jatominigasse an der Gleiselegung arbeiten, Auskunft geben. Stundenlohn 72 Groschen. Lieben ihnen arbeiten Bauarbeiter, die im Dienste der Gemeinde die Straßen neu legen, die bekommen 88 und 97 Groschen. Es ist auch das sehr wenig. Gerade daran kann man aber die Schuftigkeit Strafellas erkennen. Er zahlt nicht einmal den Stundenlohn von 88 Groschen. (Ein Bauarbeiter.)

Wer hat den Haupttreffer?

beim Tombola der Kriegsinvaliden, Rückgruppe, Graz, gemacht? Sonntag, den 19. Mai, fand im Vergnügungspark das Tombola der Rückgruppe statt, die von zirka 7000 Personen besucht war. Unter andern sieht man auch abgedröht und verschwigte Kellnerinnen hin- und herlaufen, mit Bierträgeln, denn es wurde dem Alkohol gut zugesprochen, zur Freude des Gastwirts Egger, der das Krügel Bier mit einer 2 Finger breiten Generalborte um 60 Groschen verkaufte. Herr Egger kommt somit als glücklicher Gewinner des Haupttreffers in Betracht. (Ein Metallarbeiter.)

Ein Sautererbühnen als Militärkapellmeister.

Bei der Plagymist des A. J. K. Nr. 9 im Grazzer Stadtpark machte ich eine drollige Beobachtung, die mich und einige Kolleginnen, die mitanwesend waren, furchtbar belustigte. In schmiffiger Geste tritt dort ein Kapellmeister auf und jedesmal, wenn er im Anfang vor die Kapelle tritt, müssen die Wehrmänner, die dort spielen, wie Dutschmellmandln in die Höhe hüpfen. Dem Musikern im Wassermod scheint diese Mandl-sch-auf-Kolke nicht zu gefallen. Vielleicht bleiben sie auch einmal alle sitzen. Ich habe so einen Spelen bei keiner Kapelle noch gesehen. Sicherlich, dachte ich mir, er geht vom Kapellmeister aus. Ich fragte um seinen Namen. Er hat den schönen Namen Jarosch. Das klingt ungeris. Im Geiste sah ich einen Zigeunerprimas vor mir. Gleich darauf bekam ich aber auf meine idealisierte Anwendung einen kalten Tusch. Der Kapellmeister brüllte vor allem Publikum einen Musiker, der ihm etwas nicht recht gemacht, zu: „Hob'n s' an Gehirntripper?“ Aus war's mit der Vorstellung vom Zigeunerprimas. Der Kapellmeister verwandelte sich für mich in einen Sautererbühnen. Die Vorstellung ist zwar derb, der Ausdruck noch derber, ich kann aber von keinem Engel träumen, wo ich so einen ungeschliffenen Alog vor mir hätte. Die Wehrmänner, die unter ihm Dienst tun müssen, bedauerte ich.

Von ihnen könnte er noch Bildung lernen. Ein Wehrmann, bei dem ich mich über diesen Kapellmeister näher erkundigte, erzählte mir dann Dinge, die mich verwogen, diese Zeilen dem „neuen Mahnruf“ einzufenden. Vor kurzem hat der Kapellmeister dem Jüdischen eine Obfrische gegeben. Hätte mir nie vorgestellt, daß so etwas in der Wehrmacht möglich ist. Daß es in der k. u. k. Monarchie gang und gebe war, weiß ich. Ferner erzählte er mir, daß es dieser Kapellmeister famos versteht, sich zu bereichern. Im März hat die Kapelle in den Annensalen bei einem Hausball gespielt und bis heute hat Jarosch die Entlohnung noch nicht ausbezahlt. Noch manch anderes erzählte ich. Vielleicht schreibe ich darüber ein anderes Mal.

Wenn ich also bei einer Plagymist wieder einmal diesen Kapellmeister sehe, dann weiß ich, was ich von ihm zu halten habe. Als Zigeunerprimas stelle ich mir ihn nicht mehr vor. Was er in meinen Augen ist, das habe ich schon gesagt, und wer ihn kennt, wird meiner Meinung sein. (Eine Arbeiterin.)

Was ist am „Muttertag“ erlebt?

Ich ging durch die Tübelungengasse. Vor mir wurde einem Herrn von einem Fräulein eine Muttertagblume angeboten. Er sagte ihr: „Im Kriege hat man meine Mutter, während ich an der Front war, verbungern lassen. Danke, Fräulein, ich habe kein Geld für diese Augenauswischerei.“

Verhütung oder Abtreibung!

Von Dr. med. Martha Ruben-Wolf.

Nachstehende Arbeit der Genossin Dr. Martha Ruben-Wolf ist als Broschüre im Internationalen Arbeiter-Verlag, G. m. b. H., Berlin E. 25, in Massenaufgabe herausgegeben worden. Die Broschüre kostet nur 10 Pfennig und wir empfehlen unseren Genossen, ihre Verbreitung zu unterstützen. Der Abdruck geschieht mit Genehmigung der Verfasserin. Die Redaktion.

Abtreibung und Kinderanstellung.

Geburtenregelung ist keine Erfindung der Neuzeit. So lange die Menschheit existiert, bemühte sie sich, ihren Nachwuchs planmäßig zu regeln. Das sehen wir noch unverändert bei den heutigen Naturvölkern. Zwei Gründe waren von jeher maßgebend: eifersüchtiger Nahrungsmangel, vorwiegend bei Kesselfischern (Vermeidung von Mißgeburten und Schwächlingen).

Nur Mangel an medizinischen Kenntnissen war die älteste Methode der Geburtenregelung roh, in erster Linie Kindesmord und Kindesaussetzung. Wer als Verbrecher wurde das weder empfunden noch bestraft. Man hielt es für menschlicher, unwillkommenen oder mißgeschickten Wesen ein Leben voll Not und Qual durch raschen Tod zu eripaten. Unsere Geschichtsbücher rühmen die „althergebrachten“ Spartaner, die ihre lebensschwachen Neugeborenen im Gebirge aussetzten. Unsere Geschichtsbücher erzählen mit Respekt von dem römischen Familienvater, der dank seiner patriarchalischen Gewalt das Neugeborene aufheben, d. h. in den Schoß der Familie aufnehmen oder auf der Erde liegen lassen und damit zum Tode verurteilen konnte. In China ist es heute noch üblich, unerwünschte Neugeborene über die Stadtmauer zu werfen. Eine Berliner illustrierte Zeitung brachte letzthin ein verkrüppeltes Neugeborenes, das von der Mutter auf einer abfälligen Felsplatte ausgelegt wird. Der stolze Fotograf hatte es sich nicht nehmen lassen, das jämmerliche Schicksal zu knipsen, ohne retend eingzugreifen. Gemilderte Formen der Aussetzung gab es im Mittelalter, wo bedrängte Mütter ihre Säuglinge in Findelhäusern frommen Nonnen zur Erziehung übergeben konnten.

Nebenfalls sind Kindesmord und Kindesaussetzung selbst in den Kulturstaaten Westeuropas auch heute noch alltäglich Erscheinungen. Täglich lesen wir in der Zeitung, daß eine „entmenschte Mutter“ ihr kleines unmittlerbar nach der Geburt erdrosselt, oder daß man als „graufüßigen Hund“ in einem Stroh braunen Packpapier ein totes Neugeborenes entdeckt hat. Eine Erwähnung des „entmenschten Vaters“, der rechtzeitig das Weite gesucht, findet sich in diesen traurigen Anklagsberichten aber selten. In Oesterreich läßt sich eine merkwürdige Tatsache statistisch nachweisen: da in der Praxis der letzten Jahre abtreibende Schwangere von den Strafaktern nach dem § 144 mit mehreren Jahren schweren Kerker bestraft werden, Kindesmörderinnen dagegen vor dem Schwurgericht kommen und sifers frei ausgehen, so bewirkt diese Handhabung der Rechtspraxis (sicher ein Aufheben der Kindesmorde gegenüber den Abtreibungen. In all diesen Fällen handelt es sich um traurige Vorbehalte verzweifelter Frauen, die nicht wußten, sich vor Empfindnis zu hüten und die auf deutsch nicht das Geld hatten, rechtzeitige Abtreibungshilfe zu finden.

Abtreibung.

Die zweite Form der Geburtenregelung, die die Menschheit erfand, war die Abtreibung. Man bemühte sich, den ungewollten Nachwuchs schon den Eintritt in das Leben zu eriparen. Auch das galt als ein Akt der Menschlichkeit und nicht als Verbrechen. Bei den Hochmiedern zum Beispiel gab es in den Harzern sogenannte „blutige Hebammen“, die, den Kenntnissen der damaligen Zeit entsprechend, speziell für diese Operation ausgebildet wurden. Daß die Abtreibung eine Sünde sei, behauptete so unbedingt erst das Mittelalter, das auch jedem Ungeborenen eine Seele zuschrieb. Wann die Seele

in den Körper der Frucht eingehe, darüber gab es große Berechnungen. Manche Kirchengüter meinten, die Seele käme gleichzeitig mit den Kindesbewegungen, also etwa im fünften Monat, andere meinten: Knaben bekämen die Seele nach 40 Tagen, Mädchen dagegen erst nach 80 Schwangerschaftstagen. Das sind natürlich alles mittelalterliche Fälschereien, die mit naturwissenschaftlicher Erkenntnis nichts zu tun haben! Vollkommen lebensfähig ist ein Kind erst nach neun Monaten. Sogenannte Siebenmonatskinder oder Achtmonatskinder am Leben zu halten, ist schon ziemlich schwer. Die Schwangerschaftsunterbrechung ist um so bedenklicher und gefährlicher für die Mutter, je größer die Frucht ist.

Der Kampf um die Abtreibung.

Wir unterscheiden eine pfuscherhafte Abtreibung durch Leien und eine kunstgerechte Abtreibung durch Narkose. Ueberall da, wo der Gesetzgeber die Abtreibung zu einem Verbrechen stampelt, verzieht sich diese Operation in die Schupfwinkel schmuggelster Pflückeri und Wuchereri. In fast allen kapitalistischen Staaten wird die Abtreibung mit schweren Strafen bedroht. Bei uns in Deutschland: Gefängnis für die Schwangere, Zuchthaus für den Arzt oder sonstigen Helfer. Bürgerliche Massenärzte und -juristen erklären als Sklavenaufseher des kapitalistischen Staates immer wieder die Nichterhaltung der Abtreibungsstrafe für notwendig. 1. im Interesse der Sittlichkeit, 2. im Interesse der Volksgesundheit, 3. im Interesse des Volksbestandes. Der wahre Grund aber ist und bleibt der, daß die herrschende Klasse aller kapitalistischen Staaten Kanonenfutter braucht für ihre imperialistischen Kriege und eine industrielle Reservearmee, mit deren Hilfe sie die Ansprüche der Arbeiterklasse herunterdrücken kann.

Es ist im Jahre 1925 beschloß der Leipziger Kongress, nachdem ein vorkommendes Delegat die rätersische Geburtenpolitik bestritten hatte, daß in Deutschland vom Standpunkte der Wissenschaft die Zuchthausstrafe auch weiterhin zu beizubehalten sei. Man muß wissen, daß die deutsche ärztliche Frau- und Standespreffe ausgehalten wird von der Heilmittelindustrie, die wiederum unter Gesundheitswegen auszuheert. Jeder Schind und Treck der chemischen Industrie, die um die Wette Giftgas- und Heilmittel produziert, wird unbeschönigt und unkontrolliert mit frechem Heilmittelgeiz in der Zeitpreffe zunächst den Medizinern, dann den Kranken aufgedrängt. Besonders fett bezahlte Annoncen unterbrechen sogar mit ihrer Marktschreierei das liebliche Zeitgespräch von wegen Standeshere und Höchstand der deutschen Medizin. Jedes dieser Blätter weiß genau, daß es innerhalb einer Woche auflöse, wenn die allmächtige Heilmittelindustrie, etwa mit der Beibehaltung unzufrieden, den lebenspendenden Annoncensatz entziehen würde. So hat es diese profitierte Zeitpreffe verstanden, die Erfolge der rätersischen Geburtenpolitik der deutschen Ärzteschaft alleruntertänigst zu unterzählen und die wehrlosen Landärzte in dieser Frage zu verblümen.

Wie auf vielen anderen Gebieten, so hat sich besonders in den letzten Monaten auch in der Frage der Bevölkerungspolitik der Gegensatz zwischen dem „roten“ Berlin und dem „wohlführenden“ Lande immer weiter aufgetan. Es ist mit Freude zu begrüßen, daß in der deutlicheren Sitzung der Berliner Ärztekammer vom 3. Dezember 1928, wenngleich unter fürchterlichen Ermahnungen, der Gegensatz zum Reich, d. h. zum Kongress vom 1925 deutlich zutage trat. Folgendermaßen:

Es sollte eine selbstverständliche ärztliche Pflicht sein, daß der Arzt nicht nur unterrichtet und verschreibt, sondern bei der Wahl des Heilverfahrens auch die sozialen Verhältnisse des Patienten in Betracht zieht. Aber gerade das ist hier dem deutschen Arzte streng verboten. Weder Hunger noch Kinderzahl noch irgend ein soziales Elend gestattet ihm, eine ungewollte Schwangerschaft zu be-

seitigen. Und der Antrag Klabber-Alexander, welcher eine Verwirklichung der sozialen Aufgabe, die sogenannte „soziale Indultation“ forderte, wurde von der Kerkzielammer mit knapper Majorität abgelehnt. Angenommen aber wurde von ihr ein etwas abgeschwächter Antrag, „daß zugleich mit der gesundheitlichen auch die soziale und wirtschaftliche Indultation in Betracht gezogen werden darf.“ Zusammen ein erster Sonnenstrahl sozialer Einsicht!

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Bemerkliche Aufklärung.

In der Nähe eines verschlagenen Dorfes, das weit abseits aller Verkehrswege liegt, mußte ein Flieger eine Notlandung vornehmen. Als der Flieger die Reparatur bedurfte, wieder gestartet, und die vielen aufgedröhten Neugierigen sich am Heimwege befanden, entwickelte sich zwischen einem Bauern und seinem siebenjährigen Söhnchen folgender Dialog:

Sohn: „Baba zu was is' den eigentl' a' soljanar holzarnar Bogl?“
 Bauer: „No woaß, das is' dar Furchtschriat. Gehtu hot dar Sturz d's Koon Kindar g'brocht, und hiaz bring' d' ber.“

Das Söhnchen nimmt dies schelmisch schweigend zur Kenntnis. Nach längerem Sinnen fragt es:
 „No Baba, wa is' den das, o's'n hiaz mit d's Koon Kindar? Brauchan die Weibar hiaz foan Wonn mehr?“

Wäße im Paradies zu verkaufen.

Eine herrliche Gegend, die in Jerusalem erscheint, der „Doar Hahon“, berichtet von einem ebenso schlaun wie gelungenen Geschäft, mit dem ein Kaufmann namens Wul Saib sich ein riesiges Vermögen erworben hat. Er kam nämlich auf den Gedanken, seinen Glaubensgenossen Wäße im Paradies zu verkaufen, dessen Herrlichkeiten der Prophet ja so verführerisch geschildert hat. „Er erzählte“, so schreibt das Blatt, „daß der Prophet ihm im Traum erschienen sei und ihm gesagt habe, er möge sich nach der heiligen Stadt begeben, wo er in der Nähe seines Grabes den genauesten Plan des Paradieses finden werde. Auf Grund dieses Planes könne er die Wäße a nie Gläubigen verkaufen, die sich im Jenseits einen besonders günstigen Ort sichern wollten. Der Preis der

Plätze hängt natürlich von ihrer Lage ab und es gibt solche in jeder Preisklasse. Zahlreich sind die Kunden von Wul Saib, und er hat mit diesen himmlischen Terrains Grundspekulantent. Ein reicher Anhänger des Propheten kaufte ihm, als er sein letztes Stündlein herannahen fühlte, einen besonders schönen Platz für die Summe von 250.000 Dollar ab. Die Erben wollten sich diese Minderung der Hinterlassenschaft nicht gefallen lassen und verklagten den klugen Paradiesverkäufer vor den Gerichten, die ihn geängsten. Die Verhandlung ergab, daß er denselben Platz mehrere Male verkaufte. Mit den Gewinnen aus dem Handel hatte er einen ganzen Häuserbezirk angekauft und sich einen prächtigen, reichbestetzten Harem zugelegt. Augenscheinlich glaubte er mehr an das Paradies Mohammeds — auf dieser Erde. Aber es fand sich unter den Jüngern keiner, der ihn belästigt hätte. Sie waren im Gegenteil sehr zufrieden, und eine Witwe erzählte unter Tränen, daß ihr verstorbener Mann im Traum erschienen sei und ihr erzählt habe, wie glücklich er über den Kauf sei. So mußte Wul Saib unbestraft entlassen werden. Er sezt seinen Handel in aller Ruhe fort, denn die Mohammedaner sind davon überzeugt, daß dieses Geschäft rechtmäßig und segensreich ist.“ Wel uns wäre der Mann sicher beurteilt worden, denn hier haben nur die glücklichen Herren von der himmlischen Grundspekulation das Recht, Plätze im Himmel zu verschleppern.

Marktschwärmer.

1926 wurde ein internationales Kupferkartell gegründet, das 95 Prozent der Weltproduktion umfaßt. An der Spitze steht der amerikanische Multimillionär Wadefeller. Bei Gründung des Kartells betrug der Preis 13 Cent pro Pfund Kupfer. In den letzten Monaten ist der Preis sprunghaft die 23 Cent gestiegen. Trotz des wachsenden Verbrauchs wird die Produktion künstlich gedrosselt, um die Preise emporzutreiben. Mammutprojekte sind das Ergebnis dieser Politik. Man rechnet mit 10 Prozent Selbstkosten vom Marktpreis. Das ergibt pro Pfund Kupfer einen Gewinn von 20,7 Cent. Diese Gesellschaftsordnung ist längst reif für den Sozialismus. Wieviel kann nur allein mit dem Proßt eines einzigen Kartells für die Menschheit geleistet werden. Wieviel Hunger, Elend und Not könnten vermieden werden. . .

Jord kommt nach Deutschland.

Der Ruhm der General Motors, die die Doppel-Werte gefaßt habe, läßt Jord nicht ruhen. Bei der deutschen Bank werden bereits Voranmeldungen für die

in Deutschland zu errichtende Ford-Fabrik gezeichnet. Wie wird es den Arbeitern der österreichischen Autoindustrie ergehen, wenn die beiden amerikanischen Rivalen ihren Konkurrenzkampf auf europäischen Boden zur Ausstrahlung bringen?

Arbeitszeiten.

Nach der im Vorjahre vorherrschenden Konjunktur, von der allerdings für die Arbeiterklasse nicht viel abfiel, scheint insbesondere unter den Einwirkungen der deutschen Inflation und dem Ausbleiben der Amerikaner eine Verschärfung der Krise anzudeuten. Die Ausfuhr von Fertigwaren ist in den Monaten Jänner-Februar im Werte von 251,1 Millionen Schilling im Jahre 1928 auf 210,5 Millionen Schilling in diesem Jahre zurückgegangen. Der Einfuhrüberschuß der im Februar des Vorjahres 61,4 Millionen Schilling betrug, ist im selben Monat dieses Jahres auf 80,9 Millionen Schilling gestiegen. Auch die Einfuhr weist Rückgang, vor allem bei Fertigwaren und lebenden Tieren, auf. Insbesondere die Ausfuhr nach Deutschland ist stark zurückgegangen. Im Jänner und Februar 1928 auf 45,8 Millionen Schilling, gegen 75,2 Millionen in der gleichen Zeit des Vorjahres. Dem Rückgang der Ausfuhr nach fast allen Staaten steht eine relativ hohe ins Gewicht fallende Steigerung der Ausfuhr nach Frankreich und England gegenüber.

Parallell mit der Verschärfung der Krise forciert die Bourgeoisie ihre Angriffe gegen das Proletariat. Die Gewerkschaften aber vertiefen sich in selbstwidersprüchliche Betrachtungen und suchen den sozialen Frieden, um den Preis der Arbeiterinteressen zu wahren.

Vor Redaktionsstuhle.

Bei den Wahlen die am 30. Mai in England stattfanden, errang die Arbeiterpartei einen großen Sieg. Man rechnet mit der Möglichkeit einer neuen MacDonald-Regierung. Dem englischen Proletariat und seiner Entwicklung zum Sozialismus wäre eine neue Arbeiterregierung sehr zuträglich. Denn sehr bald würde, bezw. wird ihr Herr MacDonald beweisen, daß die Politik einer reformistischen Regierung sich in nichts grundtätig von einer konterrevolutionären Regierung unterscheidet.

Prekond.

Ungarische Gruppe der amerikanischen Opposition 35 Schilling, Franz Partl 0,2, Martha Jura 1, Karl Regar 0,90, Ungenannt 0,10, Leopold Keller 0,50, Maria Ber 0,50, Brandstätter 0,50, Hubert Stad 0,50, H. R. 0,20 Schilling.

Wra.

Dienstag, den 3. Juni, halb 8 Uhr abends, im Parteilokal Mitgliederversammlung.

Feuilleton.

Pudel und Schnauzer.

Ein neues Märchen von Oculi.

Die Hunde waren es müde, den Menschen zu gehorchen. Sie wollten fortan frei sein wie die Wölfe des Waldes. Darum traten sie in einer mondhellten Nacht zusammen und berieten, was zu tun sei. Krieg dem Menschen! riefen sie einstimmig; aber wie dieser Krieg zu führen sei, darüber gab es geteilte Stimmen.

Nach langem Hin und Her ergriff der gelehrige Pudel das Wort. „Ihr Hunde“, rief er, „betrachtet euch die Menschen! Wodurch sind sie so mächtig geworden, wenn nicht durch die Weisheit ihrer Einrichtungen und Werkzeuge? Mit ihnen haben sie unsere Väter überlistet und gezähmt, mit ihnen legen sie uns an die Kette, mit ihnen halten sie, die von Natur schwächer sind, uns in strenger Furcht und Unterwürfigkeit. Was folgt daraus, ihr Hunde? — Daß auch wir sie mit Weisheit und List bekämpfen müssen. Wir müssen lernen, uns wie sie zu benehmen, wie sie jene Werkzeuge und Einrichtungen zu gebrauchen. Beweisen wir ihnen, daß wir ebenbürtig sind. Sie werden uns achten, fürchten und schließlich die Gleichberechtigung nicht versagen.“

Die Hunde waren mit den Ausführungen des Pudels einverstanden. „Er hat recht, wie sehr hat er recht!“ riefte der ganze Chorus, „der Pudel sei unser Führer!“

Das große Ansehen des Pudels verdross den Schnauzer. „Ich bin nur ein einfacher Stallhund“, knurrte er, „ich gehe lieber einen kurzen, geraden Weg.“

„So sag uns auch du deine Meinung“, riefen die Hunde.

Der Schnauzer warf sich in die Brust und stießte die Zähne. „Ich bin nur ein einfacher Stallhund“, begann er, „und verstehe mich nicht auf die Künste des Pudels. Dafür habe ich aber ein scharfes Gebiß und einen ausgeprägten guten Hundesinn. Darauf verlaßt ich mich. Oder glaubt ihr denn, werde Mitbunde, die Menschen werden des Pudels Absicht nicht merken und beiseiten ihn daran hindern, sie zu verwirklichen?“

Triumphierend sah sich der Schnauzer um. „Er hat nicht ganz unrecht“, brummte eine erfahrene Dogge.

„Ganz gewiß werden die Menschen das tun“, fuhr der Schnauzer fort, „oder meint ihr, sie sperren uns umsonst in elende Hundebütten, während sie selbst in warmen, gemächlichen Häusern wohnen? Nein, ihr

Hunde, nie werden die Menschen uns gefaßtten, so weise und mächtig zu werden wie sie.“

Der Schnauzer machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte zu betrachten. Dann erhob er die Stimme. „Vertrauen wir also einzig auf unser hartes Gebiß“, rief er, „und auf unser grimmiges Maul! Zeigen wir den Menschen die Zähne!“

Die kriegerischen Worte des Schnauzers machten Eindruck. „Er hat recht, o wie sehr hat er recht“, rief der ganze Chorus der Hunde. „Der Schnauzer sei unser Führer!“

Dann trottetten alle wieder heim, jeder an seine Kette.

Die Zeit verging. Wieder versammelten sich die Hunde in einer mondhellten Nacht im Walde. „Was hast du erreicht?“ fragten sie den Pudel.

Stolz sprang der Pudel in den Kreis. Er wartete auf, ging auf den Hinterfüßen, sprang durch einen Reif. „Seht, was ich für ein feiner Pudel“, rief er aus. „Das alles habe ich dem Menschen abgeliefert.“

„Und was hast du damit gewonnen?“ fragten die Hunde.

„Der Mensch hat mich in sein Haus gerufen“, antwortete der Pudel, „ich esse jetzt unter seinem Tisch, ich schlafe vor seinem Bett, manchmal traut er mich hinter dem Ohren und streichelt mir das Fell. Bald werde ich noch mehr erreichen.“

Bewundernd schauten die Hunde auf den Pudel. „Er spricht gut“, sagte die erfahrene Dogge, „er spricht sogar sehr gut; aber laßt uns auch den Schnauzer hören.“

Der Schnauzer trat in den Ring. „Was nützen uns die Künste des Pudels“, begann er, „so lange uns täglich die Peitsche droht? Der Pudel soll es einmal wagen und seinem Herrn ein Stück Fleisch aus der Schüssel nehmen, wenn er hungrig ist. Was glaubt ihr, daß der Mensch dann tun wird?“

„Er wird die Peitsche nehmen und den Pudel zur Tür hinaus jagen“, riefen die Hunde.

„Ja, das wird er tun“, sagte der Schnauzer, „und noch mehr. Er wird ihn blutig schlagen, trotz all seiner schönen Sprünge, seinen Pföden, seinem bettelhaften Aufwachen. Ich für mein Teil würde mich schämen, die Gunst eines Menschen zu erschleichen.“

„Was sollen wir aber tun?“ riefen die Hunde.

„Tun?“ fragte der Schnauzer mit Bedeutung.

„Wir werden uns wehren. Wir werden helfen, wenn

der Mensch uns nahe tritt; will er uns anketten, so werden wir ihm in die Hand beißen, will er uns schlagen, so fahren wir ihm an die Gosen.“

Den Hundem leuchtete das ein. „Er spricht gut“, riefen die Freunde des Schnauzers, „er spricht sogar sehr gut.“

Kaum hatten sie ausgesprochen, so entstand ein gewaltiger Haber unter den Hundem. Die einen hielten es mit dem Pudel und den Kunststücken, die anderen mit dem Schnauzer und dem Beißen.

Als sie sich nicht einigen konnten, ließen sie alle nach Hause, jeder an seine Kette.

Die Zeit verging, und den Hundem ging es um kein Haar besser als früher. Im Gegenteil. Der Mensch verschaffte sich eine Haselgerte, mit der er den Pudel schlug, wenn er seine Kunststücke nicht zeigen wollte. Den ganzen Tag mußte der Pudel aufwarten, auf den Hinterfüßen gehen, durch den Reifen springen. Der Mensch schenkte ihm seinen Kindern, die hielten sich den Bauch vor Lachen. Auch der Schnauzer hatte kein Glück. Sein Gebell machte auf den Menschen keinen Eindruck. Als er ihm gar nach der Hand schnappte, kaufte der Mensch einen Maulkorb. „Jetzt wirst du wohl artig sein, Brüderchen“, höhnte er. Dann sperrete er zur Strafe den Schnauzer in den Hof bei Regen und Kälte.

Betrübt und niedergeschlagen versammelten sich die Hunde zum drittenmal in einer mondhellten Nacht im Walde. Der Pudel hielt seinen schönsten Vortrag, aber niemand hörte mehr auf ihn. Der Schnauzer sprach vom Beißen und Reifen, aber er trug den Maulkorb und machte eine lächerliche Figur. Da war nun guter Rat teuer. Die Meinungen schwirrten durcheinander. Endlich ging man wieder auseinander, jeder an seine Kette. . .

Ein Wolf, der den Reden der Hunde aufmerksam zugehört hatte, schüttelte das Haupt. „Seltsam“, sagte er, „daß die Hunde soviel Zeit und Worte über Lebenssachen verlieren. Sie brauchen ja nur bei uns im Walde zu bleiben, uns frei zu sein.“

„Du sprichst wie ein Wolf“, spottete die Wildtaube aus einem hohen Baum. „Du bist groß geworden in Kampf und Gefahren, du freust dich der selbstherrlichen Beute. Du verstehst es auch, für deine Freiheit zu hungern, ja, zu sterben. Die Hunde aber lieben ein geordnetes Leben und hingeworfene Knochen.“

„Darum sind es eben Hunde“, knurrte der Wolf und ging seiner Wege.